

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire
Herausgeber: [s.n.]
Band: 19 (2012)
Heft: 3: Sammelpraxis = Collectionner comme pratique

Buchbesprechung: Allgemeine Buchbesprechungen = Comptes rendus généraux
Autor: Oschema, Klaus / Schiel, Juliane / Atanasijevic, Lara

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Buchbesprechungen

Comptes rendus généraux

Eva Pibiri
En voyage pour Monseigneur
Ambassadeurs, officiers
et messagers à la cour de Savoie
(XIVe–XVe siècles)

Société d'histoire de la Suisse romande, Lausanne 2011,
767 S., Fr. 55.–

Eva Pibiris Studie zu den Gesandten und Boten am savoyischen Hof des 14. und 15. Jahrhunderts bietet einen gleichermaßen gewichtigen wie lang erwarteten Beitrag zu einem viel bearbeiteten Gegenstand: Die spätmittelalterliche Entwicklung der Diplomatie steht seit längerem ebenso im Zentrum des Interesses wie die Ausprägung und Praxis von Kommunikationsnetzen. Die Arbeit Pibiris, die im Jahr 2006 als Dissertation an der Universität Lausanne angenommen wurde, trägt gleich in mehrerer Hinsicht wichtiges bei: Sie erhellt zum Ersten facettenreich ein besonderes Fallbeispiel, da die Grafschaft (ab 1416 das Herzogtum) Savoyen als vom Reich lehnsrühriges Herrschaftsgebilde mit territorialen Interessen zwischen der Waadt, Oberitalien und der Provence in enge Kommunikationszusammenhänge zwischen dem romanischen und dem germanischen Sprachraum eingebettet war. Damit baut Pibiri das Forschungs panorama weiter aus, in dem zumeist die herausragenden Höfe Frankreichs, Englands oder Deutschlands im Zentrum des Interesses stehen, die Kurie, das schillernde Herzogtum Burgund oder einzelne bedeutende Städte. Darüber hinaus kann das flüssig geschriebene und nie schwergängige Buch bei aller Systematik des Zugriffs auch als Musterbeispiel dafür gelten, wie auf einer spröden und zuweilen auch lakunären

Quellengrundlage eine umfassende und attraktiv präsentierte Darstellung zu entwickeln ist.

Da normative Texte zur Tätigkeit der savoyischen Gesandten und Boten weitgehend fehlen – die *Statuta Sabaudiae* des Jahres 1430 widmen ihnen nur wenige Zeilen – trägt Pibiri akribisch eine Vielzahl von Details aus der savoyischen Rechnungslegung zusammen, wobei die Abrechnungen der *trésorerie générale* mit ihrer für den Untersuchungszeitraum beinahe lückenlosen Überlieferung im Zentrum stehen. Ihrem Schreibzweck entsprechend, kommen diese Abrechnungen meist recht trocken daher und können im Fall Savoyens auch nur sporadisch um parallele Materialien ergänzt werden. Umso eindrucksvoller erscheint das facettenreiche Bild, das die Autorin von ihren Protagonisten erstellt.

Das erste Grosskapitel fokussiert auf die Gesandten, die in der savoyischen Rechnungslegung meist als *ambassiator* oder *ambaxiator* begegnen, während der *nuncius* nach dem 14. Jahrhundert lediglich einen einfachen Boten bezeichnet. (46) Für das 15. Jahrhundert, auf das sich dieses Kapitel konzentriert (genauer: auf die Regierungszeiten Amadeus' VIII. und seines Sohnes Ludwig), stellt die Autorin die (materiellen) Vorbereitungen der Gesandtschaft ebenso vor wie den Aufenthalt am Zielort und die Modalitäten der Rückreise sowie der Berichterstattung. Die Vielzahl der Details ist kaum knapp zu resümieren; nicht wenige der allgemeineren Charakteristika ähneln den Praktiken, die auch andernorts zu beobachten sind. Hier sei lediglich ein Aspekt vermerkt, der den Wert von Pibiris Zugriff unterstreicht:

Obschon die *Statuta Sabaudiae* die Überprüfung des erfolgreichen Abschlusses einer jeden Gesandtschaft vorschrieben (Verweise auf Berichte existieren bereits früher), sind kaum schriftliche Berichte überliefert. Die Materialien der Rechnungslegung belegen aber zumindest in groben Umrissen die Existenz einer einschlägigen Praxis.

Die Darstellung der Gesandten-Tätigkeit rundet Pibiri schliesslich durch eine Art «Spiegelblick» ab: Da der Empfang der Gesandten an auswärtigen Höfen keine Kosten für die savoyischen Kassen verursachte, fehlen hier einschlägige Belege. Um zumindest eine Ahnung von diesem Aspekt der Gesandtschaften zu vermitteln, stellt die Autorin daher den Empfang auswärtiger Gesandter am savoyischen Hof dar.

Der erste Hauptteil zu den Gesandten überzeugt in erster Linie durch den Detailreichtum der Quellen, den die Autorin zu einem systematischen Gesamtbild zu synthetisieren versteht. Gerade die punktuell eingesetzten Verweise auf weitere Höfe der Zeit verdeutlichen, dass diese Darstellung weniger grundlegende neue Einsichten bietet, sondern vielmehr auf willkommene Weise unser Wissen ergänzt. Den massgeblichen Gewinn wird die Forschung daher aus Pibiris zweitem Hauptteil ziehen, der den laufenden und berittenen Boten gewidmet ist, den *messagers* und *chevaucheurs*, deren Tätigkeit die Autorin für die Zeit zwischen der Mitte des 14. Jahrhunderts und der Mitte des 15. Jahrhunderts nachvollzieht. Eine Prosopografie im engeren Sinn erlaubt die Datengrundlage nicht. Dennoch entwirft Pibiri ein recht umfassendes Bild von den Boten und Reitern, die ein unverzichtbares Gerüst für die Herrschaftsausübung in den weitläufigen Territorien Savoyens bieten. Aus dem reichhaltigen Material zu den Umständen der Tätigkeit und Entlohnung der Boten sei hier zweierlei festgehalten:

Zum einen rangieren die Boten hinsichtlich ihres Einkommens auf einer niedrigen Stufe in der Hierarchie höfischer Chargen. Zugleich wäre es aber – zum anderen – irreführend, von einer homogenen Gruppe «mittelloser Hilfsarbeiter» zu sprechen: Eine ganze Reihe der Boten besitzt hinreichend Vermögen, um eine Familie zu unterhalten und Grund zu erwerben. Vor allem der aussergewöhnliche, mehrfach zitierte Fall des «Conrad von Nürnberg» führt zudem vor, dass Boten sich durch ihre spezifischen Sprachfähigkeiten und persönliche Beziehungsnetze auszeichnen konnten: Damit wurden also nicht nur Gesandte aufgrund solcher Voraussetzungen (Sprache, Kontakte et cetera) für bestimmte Destinationen ausgewählt, sondern durchaus auch Boten.

In einem dritten Hauptteil leistet Pibiri nochmals eindrucksvolle Grundlagenarbeit, indem sie detailliert die Reisewege und Reisebedingungen ihrer Protagonisten aufbereitet: Sie bereichert damit die jüngst verstärkt betriebene Forschung zu Verkehrswegen im Mittelalter und bietet ganz nebenbei auch präzise Datengrundlagen zu den Reisegeschwindigkeiten im flachen Land wie über Alpenpässe. Routen wie Geschwindigkeiten werden auch in grafischer und tabellarischer Form präsentiert, sodass nur wenige Leserwünsche offen bleiben – lediglich bei den Routen hätte die Markierung befreundeter wie feindlicher Gebiete die zum Teil markanten Umwege bei einzelnen Reisen nachvollziehbarer machen können. Abgerundet wird das Bild der Reisepraxis durch Abschnitte zu den Gefahren, die den Gesandten und Boten drohen konnten, zu besonderen Reisebedingungen (etwa bei Passüberquerungen oder bei Überschwemmungen) sowie zu den administrativen Grundlagen der Reisetätigkeit.

Eine abschliessende Gesamtzusammenfassung lässt den savoyischen Hof aus der Perspektive der Themenstellung

als weitgehend repräsentativ für die grossen Fürstenhöfe des spätmittelalterlichen Europa erscheinen. Zugleich besass das Gesandten- und Botenwesen hier aufgrund der reichen diplomatischen Verbindungen und politischen Verquickungen – von der Frage der Erhebung zum Herzogtum bis hin zum Pontifikat Amadeus' VIII. als «Konzilspapst» Felix V. – eine besonders grosse Bedeutung. Darüber hinaus weisen manche Praktiken, wie etwa die lang anhaltende Ausstattung der Gesandten und Boten mit «Livreen», Savoyen als recht traditionelles Pflaster aus.

Im Überblick bleibt viel zu loben und wenig zu kritisieren: Eva Pibiri legt einen gleichermassen lesbaren wie wichtigen Beitrag zum spätmittelalterlichen Gesandten- und Botenwesen vor. Die Benutzbarkeit ihres Buchs wird durch knappe Zusammenfassungen am Ende eines jeden grösseren Kapitels deutlich befördert, die Bibliografie ist dem Gegenstand entsprechend international (allerdings in thematische Abschnitte untergliedert, was deutschsprachige Leser zunächst irritieren mag) und ein ausführliches Orts- und Personenregister erschliesst den Text. Als besonderer Schatz ist die Edition einer ganzen Reihe beispielhafter Quellentexte zu erwähnen (vor allem Rechnungsbelege, Instruktionen und Geleitschreiben, der sich noch einige Karten und tabellarische sowie listenartige Auswertungen der Materialgrundlage anschliessen. Als einziger Wermutstropfen bleibt die Feststellung, dass die nicht unergiebigere Forschungsliteratur, die seit 2006 erschienen ist, nur in Ansätzen eingearbeitet wurde – man hat den Eindruck, dass Pibiri hier vor allem noch eigene Publikationen und solche aus ihrem näheren Umfeld aufnahm. So verweist sie bei den Hofordnungen Philipps des Guten von Burgund auf die Editionen, die Werner Paravicini in mehreren Teilen in der Francia vorlegte, obwohl die Texte seit 2005 in einem Band verfügbar sind.

Dies bleibt aber Kritik im Kleinen, ebenso wie der Hinweis auf die wenigen – dafür teilweise aber konsequent durchgehaltenen – Schreibfehler bei einzelnen Autorennamen oder bei Werktiteln in deutscher Sprache. Natürlich wäre angesichts des Detailreichtums auch eine Straffung des Textes möglich gewesen, und ein theoretisch fundierter Analyserahmen hätte zu einer klareren Fassung und Einordnung der stellenweise angestellten Vergleiche mit anderen Höfen beigetragen. An der Stelle solch wohlfeiler Mäkelei sei hier der Autorin schlicht gedankt – für ein gelungenes Buch und den damit verbundenen Beitrag zur Forschung.

Klaus Oschema (Heidelberg)

Davide Scruzzi
Eine Stadt denkt sich die Welt
Wahrnehmung geographischer
Räume und Globalisierung
in Venedig von 1490 bis um 1600

Akademie Verlag, Berlin 2010, 368 S., 14 Abb., 365 S., € 69,80

Die Zürcher Dissertation von Davide Scruzzi greift ein Thema auf, das heutzutage in aller Munde ist: die Globalisierung. Die zunehmende Verflechtung von Räumen und Akteuren über geografische Distanzen hinweg ist dabei bekanntlich ein komplexer, vielschichtiger Prozess, um dessen Ursache und Anfang in Politik, Medien und Wissenschaft ebenso viel gestritten wird wie um dessen Auswirkungen auf Bewusstsein, Wahrnehmung und Handeln der Menschen.

Der Autor streift diese grundsätzlichen und teils hitzig geführten Debatten zur Definition und Eingrenzung des Phänomens der Globalisierung nur am Rande und erzählt stattdessen eine Globalisierungsgeschichte aus der Sicht einer Grossmacht, die noch der «Alten Welt»

angehörte: aus der Sicht der Seehandelsstadt Venedig. Scruzzis Globalisierung beginnt – wie dies von einem Teil der Geschichtswissenschaften vertreten wird – mit der spanischen Entdeckung Amerikas durch den Genuesen Christoph Kolumbus (1492), mit der portugiesischen Umschiffung Afrikas bis nach Indien (1497) und der ersten Weltumsegelung (1522). Dabei geht es ihm weniger um die durch diese Entdeckungen entstandenen neuen Handlungsräume, sondern vielmehr um die Bewusstseins- und Wahrnehmungsebene, um kognitive Karten und «die Welt in den Köpfen». (9) Globalisierung wird als «gedankliches Konstrukt» gefasst, deren Beobachter – «in einer gewissen Unabhängigkeit vom realen Kontext» – als die «eigentlich revolutionäre[n] Subjekt[e]» auftreten. (8) Dieser Blickwinkel erscheint nun insofern als reizvoll, als die ehemalige Weltmacht Venedig im Zeitalter der Entdeckungen gegenüber Portugal und Spanien und später auch gegenüber Frankreich und England selbst eine eben solche beobachtende Position einnahm.

Wie also dachte sich Venedig die Welt? Scruzzi unterscheidet hier für das von ihm untersuchte Cinquecento vier Phasen: Bis zur spanischen Eroberung Mexikos im Jahr 1519 seien die Entdeckungen nur langsam ins Bewusstsein der Venezianer gelangt. In den berühmten *Diarii* des Marino Sanuto etwa bleibe Indien ohne reale Verortung eine blosser Chiffre für «weit» und «exotisch» (59) und die Entdeckungsreise des Kolumbus friste quantitativ «ein Schattendasein». (85) Allmählich jedoch habe sich – so eines der zentralen Ergebnisse der Untersuchung – eine unterschiedliche Wahrnehmung der Kap-Route einerseits und der Atlantik-Überquerungen andererseits herausgebildet. Während die «Globalisierung Richtung Osten» schnell zu einer *res publica* wurde, da der portugiesische Gewürzhandel mit Indien für die Serenissima unmittelbare politische und

wirtschaftliche Konsequenzen hatte, stellte die «Globalisierung Richtung Westen» zunächst fast ausschliesslich eine *res privata* dar, über die man in den venezianischen Palazzi und Villen im Sinn eines Kuriosums diskutierte.

Erst mit der Eroberung Mexikos und der Entdeckung des Goldes als Quelle für Reichtum seien die Erzählungen vom amerikanischen Kontinent in einem zweiten Schritt aus dem Genre der exotischen Reiseberichte in die grosse Historie erhoben worden und zu einem Sujet der Politik geworden.

Je mehr die Entdeckungen in der Folge im Öffentlichen wie im Privaten ins Blickfeld der Venezianer gerieten, desto mehr schlug sich dies – wie Scruzzi in einem dritten Abschnitt vorführt – in einem neuen Interesse an Karten jedweder Art nieder. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts sei die Geografie zu einer «Trend-Wissenschaft» (156) avanciert und Venedigs Druckgewerbe habe als Produktions- und Vertriebsstätte für kartografische Objekte innerhalb Europas eine führende Position eingenommen.

Dabei führte der erweiterte Wahrnehmungsraum der Venezianer – und dies ist wohl die Hauptaussage des Buchs – letztlich jedoch keineswegs zu einer entsprechenden Ausweitung des Handlungsraums. (205) Anstelle einer neuen Weltgewandtheit habe die Popularisierung des geografischen Diskurses die Beschäftigung mit der Welt zu einer kulturellen und sozialen Praxis, zu einer Freizeittätigkeit werden lassen, wie etwa das schöne Beispiel einer Bastelanleitung des Girolamo Ruscelli aus dem Jahr 1574 zum Nachbauen eines Globus belegt.

Scruzzi hat für seine Arbeit eine Fülle von gedruckten und ungedruckten Zeugnissen gesichtet. Neben Dokumenten mit explizitem geografischem Bezug wie Landkarten, Traktaten und Reiseberichten werden zahlreiche Alltagsquellen aus-

gewertet, in denen die veränderte Weltwahrnehmung nur implizit enthalten ist.

Analytisch operiert der Autor dabei unter Rückgriff auf die Raumsoziologin Martina Löw im Wesentlichen mit drei Begriffen: Räume würden durch das Zusammenwirken von *spacing*-Prozessen und «Syntheseleistungen» konstituiert, wobei die Ausweitung solchermaßen entstandener kognitiver Karten auf verschiedene «Antriebs Elemente» zurückgeführt werden könne. Während *spacing*-Elemente Dinge bezeichneten, die konkret errichtet, gebaut und vermessen werden, verorteten sich die Syntheselemente auf der Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Erinnerungsebene. Als mögliche Antriebs Elemente nennt Scruzzi neben den Entdeckungen selbst die Bereiche Wirtschaft, Politik, Wissenschaft, Kultur und Religion (Kap. 7).

Insgesamt lässt sich sagen, dass hier ein aufwendiger Versuch unternommen worden ist, Venedigs Blick auf die Welt an der Schwelle zur Moderne auf eine möglichst umfängliche Weise einzufangen. Dabei hält die Darstellung einige gewinnbringende Einsichten bereit. Dennoch bleibt das von der Anlage ansprechend und anspruchsvoll gestaltete Unternehmen in der Umsetzung hinter den geweckten Erwartungen zurück. Das theoretisch-methodische Analyseinstrumentarium wirkt allzu technisch und steht zuweilen recht lose und unverbunden neben der Vorstellung des gesichteten Materials. Das ausgesprochen umfangreiche Material hätte in der Aufbereitung stärker analytisch durchdrungen werden müssen. Die abschliessenden Kapitel 7–9 führen die verschiedenen Aspekte des chronologischen Teils (Kap. 3–6) zu wenig im Sinn eines synthetisierenden Ergebnisteils und einer übergeordneten Interpretation zusammen.

Spannend wäre beispielsweise die Frage, weshalb Venedig im Zeitalter der Entdeckungen den Anschluss an die sich verändernde Welt verpasste. War es seine

auf das Mittelmeer bezogene geografische Lage oder die Selbstgewissheit, «weltweites Symbol für Reichtum, Kultur und Glanz» (179) zu sein? Hier hätte die interessante These, dass die Beschäftigung mit Geografie als spielerischem Zeitvertreib die Gefahr einer Perversion des Spiels in sich berge und der Möglichkeit zur Selbsttäuschung Vorschub leiste (239 f.), durchaus weiter getrieben werden können.

Für diejenigen jedoch, die sich für Mentalitäts- und Perzeptionsgeschichte interessieren, bietet das Buch eine Fundgrube mit vielen spannenden Schätzen. Das Buch sei deshalb zur Lektüre empfohlen.

Juliane Schiel (Zürich)

**Michael Jucker, Martin Kintzinger, Rainer Christoph Schwinges (Hg.)
Rechtsformen internationaler Politik
Theorie, Norm und Praxis
vom 12. bis 18. Jahrhundert**

Beiheft der Zeitschrift für Historische Forschung 45,
Duncker & Humblot, Berlin 2011, 334 S., € 48,-

Das vorliegende Buch behandelt die Entwicklung von völkerrechtlicher Theorie, Norm und Praxis in der Zeitspanne zwischen dem 12. und dem 18. Jahrhundert grundlegend und multiperspektivisch. Anhand verschiedener Methoden werden die zeitgebundenen und epochenspezifischen Wechselwirkungen von Theorien, Normen und Praxis in Europa analysiert und relevante Bezüge zu heutigen Entwicklungen gemacht. Dabei werden nicht nur neue Einblicke in die historischen Entwicklungen internationaler Rechtsformen vom Mittelalter bis hin zum Westfälischen Staatensystem gewährt, sondern auch interdisziplinäre Potenziale und Dimensionen der Forschung einer etwas ins Abseits geratenen Disziplin aufgezeigt.

Das Problem, zutreffende Definitionen für historische Entwicklungen und für das

zeitgenössische Verständnis von Völkerrecht zu finden, wird im Hinblick auf die theoretischen, normbasierten und praxisbezogenen Untersuchungen deutlich. Der bis anhin gebräuchliche Versuch moderne Begriffe auf historischen Begebenheiten anzuwenden, wird in diesem Band zu Recht hinterfragt. So zeigen die Beiträge auf, dass ein interdisziplinärer Ansatz mit weitgehend differenzierten zeit- und epochenspezifischen Definitionen weitaus fruchtbarer ist.

In ihrer Einführung in die Völkerrechtsdebatte weisen Martin Kintzinger und Michael Jucker auf ein breites Spektrum von Auslegungsmöglichkeiten hin, welches die Begriffe aus dem Völkerrecht vom Mittelalter bis zur Gegenwart umfasst. Gerade weil diese Begriffe schwierig zu konzeptionalisieren seien, erachtet Kintzinger die historische Erforschung moderner Begriffe dennoch als wichtigen Versuch, ein Bild des modernen Völkerrechts als «Summe seiner Teile» (16) zusammenzufügen. Michael Jucker unterstreicht in seiner Einführung zur disziplinären und methodischen Problematik die Unabdingbarkeit, die Völkerrechtsgeschichte künftig im kulturhistorisch, zunehmend interdisziplinären Forschungskontext zu positionieren, in welchem die Terminologien sowohl theoretisch als auch normativ verankert und pragmatisch genutzt werden sollten. Jucker fordert daher eine konsequente, interdisziplinäre Erweiterung des Methodenansatzes, der von der Schriftlichkeitsgeschichte und den systemorientierten Rechtswissenschaften bis hin zu Ethnologie, Soziologie und Wirtschaftswissenschaften reichen soll.

Aufgrund der bislang mangelnden und teils historisch irreführenden Begrifflichkeiten führt Heinhard Steiger den neuen Begriff «Zwischen-Mächte-Recht» (50) ein, welcher der «Umdeutungsfalle» (50) entgegenwirken soll. Kennzeichnend bei seiner Untersuchung fränkischer und

päpstlicher Quellen sind die Wechselbezüge zwischen religiösen, rechtlichen und sozialen Normen. Der Begriff des «Zwischen-Mächte-Rechts» scheint vielversprechend, indem er die Untersuchung von zeitgebundener und epochenspezifischer Wechselwirkung ermöglicht und zumindest die Begriffsproblematik des modernen Völkerrechts damit weitgehend umgeht.

Weiter thematisiert Rainer Christoph Schwinges das Grundproblem des *impium foedus* und der Verbindlichkeit des Rechts im Hintergrund des interkulturellen Kontakts in der Kreuzzugszeit. Der Beitrag diskutiert damit nicht nur religiöse und rechtliche Aspekte, die bis heute nicht an fundamentaler Bedeutung verloren haben, sondern berührt auch Traditionslinien moderner Konzepte wie das europäische Natur- und Völkerrecht. Karsten Plöger konzentriert sich auf die Begründungsmodelle diplomatischer Immunität des europäischen Mittelalters. So argumentiert er, dass die entstandenen und allgemein anerkannten Regeln diplomatischer Immunität weitgehend im zeitgenössischen System gefestigt und umgesetzt wurden. Ebenfalls auf der Ebene der Theorie-Praxis Beziehung setzt sich Bastian Walter mit der zwischenstaatlichen Konfliktbeilegung am Fallbeispiel der Eidgenossenschaft im Verhältnis zu Frankreich und Habsburg auseinander. Er zeigt konkret die «Übergangsphase von den tradierten Verfahren schiedsgerichtlicher Prozesse und neuen, völkerrechtlich definierten Regelungen» (144) auf.

Die Bedeutung von völkerrechtlicher Symbolik unterstreicht insbesondere der Beitrag von Barbara Stollberg-Rilinger über die zeremonielle Praxis auf dem Westfälischen Friedenskongress und deren Rolle bei der Entstehung des modernen völkerrechtlichen Systems. Betont wird einerseits die Bildung eines völkerrechtlichen Klassensystems, nur noch aus Sou-

veränen und Untertanen bestehend, und andererseits die Verschmelzung von Theorie, Norm und Praxis, wie die Analyse des symbolisch festgesetzten Verhaltens auf dem Kongress zeigt. Besonders eng mit der symbolischen Praxis der Souveränität ist auch der Beitrag von André Krischer verbunden, der näher auf die Beziehung zwischen Gesandtschaftswesen und vormodernem Völkerrecht eingeht. Krischer argumentiert, dass sich das Völkerrecht hinsichtlich der Begriffsprobleme von der Rechtspraxis unterschied und sich hauptsächlich an den symbolisch kommunizierten sozialen Kategorien orientierte.

Das Zusammenwirken zwischen völkerrechtlicher Theorie und Praxis wird von Randall Lesaffer und Eric-Jan Broers behandelt. Im Zentrum steht dabei die Aushandlung des spanisch-niederländischen Friedensvertrags von Münster und dessen Ausdifferenzierungsfunktion im Bereich des Privateigentums und Privatrechts. Argumentiert wird mit dem paradigmatischen Wandel des Kriegs-Konzepts, das sich vermehrt zu einer reinen Staatsangelegenheit wandelte, was zur Folge hatte, dass Friedensverhandlungen eine zunehmend komplexere Form annahmen.

Die beiden Beiträge von Thomas Maissen und Michael Kempe unternehmen den gelungenen Versuch, von ihren epochenspezifischen, historischen Forschungsergebnissen der Frühen Neuzeit eine Linie zu aktuellen Debatten zu ziehen. Maissen beschreibt die eidgenössische Neutralitätstradition als Anpassung an das entstehende Völkerrecht des 17. Jahrhunderts. So gelingt es ihm, dem gegenwärtig oft falsch interpretierten historischen Ursprung der Schweizer Neutralität ein anderes Bild entgegen zu halten. Er erweitert dadurch auch das Spektrum zeitgenössischer Debatten. Kempe hingegen thematisiert die Konstitution einer internationalen Rechtsgemeinschaft im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit,

in der die Konzeptualisierung des Piraten als Generalfeind der Menschheit eine zentrale Rolle spielte. Die Ursache dafür sieht Kempe in der räumlichen Unfassbarkeit und gleichzeitigen Omnipräsenz des Piraten. Kempe knüpft dabei direkt an die moderne, unfassbare aber diskursiv stets präsente Figur des Piraten und Terroristen an. Abschliessend reflektieren Jürgen Elvert und James W. Davis zeitgenössische Probleme internationaler Politik im Hinblick auf historische Entwicklungen und erörtern Lösungsmöglichkeiten durch historische Perspektivierungen und Methodenansätze.

Es ist löblich, dass in diesem Band die Definitions- und Konzeptualisierungsproblematik sowie neue Methoden und Ansätze präsentiert werden. Zudem wird die Beziehung zwischen Theorie, Norm und Praxis aus verschiedenen Perspektiven grundlegend behandelt und häufig der Versuch unternommen, eine Linie zu aktuellen Diskussionen zu ziehen, ohne dabei moderne Begriffe wieder in die Vergangenheit zu projizieren. Zusätzlich stellen sich die historischen Themen als sehr relevant für heutige Fragestellungen und Herausforderungen heraus. Kritisch angefügt werden muss, wie auch von Davis in der Zusammenführung problematisiert, (317) dass die einzelnen Beiträge und Ansätze sich nicht in eine einzige umfassende Argumentationslinie zusammenführen lassen. Das hat vielleicht auch etwas Gutes. Positiv sollte erwähnt werden, dass sich alle Autoren zum Ziel gesetzt haben, «den aktuellen Forschungsstand der Völkerrechtsgeschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit zu sichten und zu dokumentieren». (5) Nicht nur diesem Sinn leistet das Werk mit ungewöhnlichen, neuen und weiterführenden Sichtweisen einen unentbehrlichen Beitrag zur Völkerrechtsgeschichte.

Lara Atanasijevic (Genf)

Martin Stuber, Matthias Bürgi
Hüeterbueb und Heitstrahl
 Traditionelle Formen
 der Waldnutzung in der Schweiz
 1800 bis 2000

Haupt, Bern 2011, 302 S., 120 Abb. und DVD, Fr. 48.–

Waldnutzung hat sich in den letzten 200 Jahren stark verändert. Steigender Holzbedarf und der Kampf gegen die Entwaldung der Alpentäler zur Vermeidung von Überschwemmungen im Mittelland führten seit dem 18. Jahrhundert zum Primat der Holzproduktion gekoppelt mit einer Professionalisierung der Waldnutzung durch ausgebildete Forstleute. Viele Formen der traditionellen agrarischen und gewerblichen Waldnutzung wurden nun vom Forstpersonal als «schädliche Nebennutzungen» bezeichnet und verboten. In der Optik der Forstleute erschien die nicht forstliche Waldnutzung als Plünderung, Übernutzung und Schädigung der Wälder, welche die im Vordergrund stehende Holzproduktion konkurrieren würde. Verstärkt wurde diese Entwicklung durch Veränderungen in der Landwirtschaft: deren Modernisierung liess in vielen Gegenden die nicht der Holzproduktion dienenden Formen der Waldnutzung an Bedeutung verlieren. Die historische Forschung zum Wald war bis in die 1980er-Jahre von diesem Bild geprägt, denn das Thema wurde praktisch ausschliesslich in der Forstgeschichte bearbeitet, die traditionellerweise eng mit den Forstwissenschaften verbunden war.

Eine Neubewertung der traditionellen Waldnutzung fand gegen Ende des 20. Jahrhunderts statt, in einer Zeit also, als diese kaum mehr betrieben wurde. Der auf die gesellschaftlichen Auswirkungen einer Massnahme gerichtete Blick der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte thematisierte den Nutzen der Waldnutzung innerhalb der ländlichen Gesellschaft. Auch in der Forstgeschichte fand eine Neubewer-

tung statt, diese versteht sich zunehmend als Teil einer umfassenderen Umweltgeschichte und diskutiert Wald nun als multifunktionale Ressource. Dabei wird Holznot als Ressourcenkonflikt zwischen verschiedenen Nutzergruppen verstanden. So gesehen werden Wälder durch die traditionellen Nutzungsformen nicht zerstört, allenfalls die Holznutzung erschwert.

Einen ganz anderen Ansatz hinsichtlich der Bewertung traditioneller Waldnutzungsformen wählte die historische Ökologie: Agrarische und gewerbliche Waldnutzungen kommt eine ökologische Bedeutung zu, verändern sie Wälder in einer Art und Weise, die Lebensraum für ganz spezielle Pflanzenarten schaffen. Traditionelle Waldnutzungsformen können in dieser Logik die Biodiversität eines Waldes erhöhen.

An dieser Stelle setzt das Buch von Martin Stuber und Matthias Bürgi ein, das auf die Dokumentation traditioneller, heute aus den meisten Wäldern der Schweiz verschwundene Formen der Waldnutzung zielt. Diese agrarischen, hauswirtschaftlichen und kleingewerblichen Formen der Waldnutzung wurden bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts in vielen Regionen der Schweiz praktiziert, obwohl sie nach dem Willen der professionalisierten Forstwirtschaft spätestens seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert in den Nutzwäldern nicht mehr betrieben werden sollten.

Nach einer Einleitung thematisieren die beiden Autoren die traditionelle Nutzung der Wälder zwischen 1800 und 1950. Dazu sind sie auf Schriftquellen angewiesen und bieten eine breite Literaturübersicht zum Thema. Der Abschnitt diskutiert die Themen Futter (Waldweide, Waldheu und Nadel- und Laubfutter), Unterlage (Laub- und Nadelstreue, Lische und Bettlaub), Nahrung (Beeren, Bucheckern, Eicheln, Kastanien, Zäpfen, Pilze, Waldfeldbau), Wirkstoff (Aschenlauge, Gerberinde, Harz, Heilmittel), Brennstoff

(Äste, Tannzapfen, Schemmholz und Holzkohle) sowie Werkstoffe (Schindeln, Zäune, Werkholz, Moos, Rinde, Bast).

Getrennt von der Darstellung der Literatur folgen die eigentlichen Fallstudien. Sie basieren auf ausführlichen Zeitzeugengesprächen aus fünf alpinen Regionen der Schweiz. Innerhalb der Regionen sind sie thematisch gleich aufgebaut wie die Literaturübersicht: Futter, Unterlage, Nahrung, Wirkstoff, Brennstoff, Werkstoff. Die Wahl der Oral History als Methode zur Erfassung der nichtforstlichen Waldnutzungen bringt es mit sich, dass sich die Studie auf eher periphere Räume beschränken muss. Im Saanenland, im Vorderen Vispental, im Fankhausgraben, im Schächental sowie im Prättigau liessen sich Zeitzeugen finden, die traditionelle Formen der Waldnutzung noch selbst erlebt haben. Die beiden Autoren führten zwischen 2006 und 2009 56 Interviews durch, sodass auf jede Region jeweils 9–13 Gespräche entfielen. Die Erkenntnisse werden regional gegliedert, paraphrasiert mit eingefügten Zitaten wiedergegeben. Entstanden ist eine spannend zu lesende Darstellung zum Alltagsleben in diesen Alpentälern.

Die abschliessende vergleichende Analyse zeigt regionale Unterschiede und Gemeinsamkeiten: Nicht alle Tätigkeiten wurden in allen Regionen ausgeführt. So sei beispielsweise die Bettlaubnutzung im Schächental und im Prättigau praktisch von allen Gewährspersonen erwähnt worden, im vorderen Vispental und im Fankhausgraben wurde diese überhaupt nicht genannt. Der Band schliesst mit Überlegungen zur Bedeutung der traditionellen Waldnutzung in der Waldökologie sowie zum traditionellen Wissen und der Sammelwirtschaft im Kontext der Agrarmodernisierung.

Dem Band ist eine DVD mit sechs Filmsequenzen beigelegt, in denen die verschiedenen Nutzungsformen (Waldweide; Lauben und Nadeln; Beeren, Pilze,

Heilpflanzen; Asche; Harz; Äste, Stämme, Zweige) vorgestellt werden. Verblüffend ist dabei, dass die Autoren noch so viele Leute fanden, die diese Formen noch betreiben oder zumindest demonstrieren können. Die anschaulichen Filme eignen sich hervorragend für die Nutzung im Unterricht, selbst wenn sie phasenweise etwas langatmig ausgefallen sind.

Hüeterbueb und Heitisträhl führt uns in anschaulicher und verständlicher Weise in den Alltag der agrarischen und gewerblichen Waldnutzung vor der Modernisierung der Landwirtschaft und des Gewerbes ein. Damit wird ein Wissen festgehalten, das über Generationen mündlich weitergegeben wurde und verloren zu gehen droht. Darüber hinaus kommt traditionellen Formen der Waldnutzung in der Praxis des Umweltschutzes zur Erhaltung der Biodiversität in unseren Wäldern zunehmend Bedeutung zu.

Der Band ist nicht allein für die forstlichen Praktiker von Interesse, sondern auch für die Geschichtsforschung als umfassende alltagsgeschichtliche Quellensammlung. Ihm wird gerne verziehen, dass eine Datierung von Zeitzeugenaussagen über eine über Jahrzehnte ausgeübte Arbeitsweise nicht einfach sein wird. Es ist davon auszugehen, dass die Zeitzeugen kaum mehr exakt datieren können, bis wann eine bestimmte Tätigkeit im Wald noch ausgeübt wurde.

Der Rückblick auf den Band nach der Lektüre ist trotzdem ambivalent. Über weite Strecken zeigt die Studie, wie gewinnbringend die Zusammenarbeit von Historiker (Martin Stuber) und Naturwissenschaftler (Matthias Bürgi) sein könnte. Unter anderem, weil sozialgeschichtliche Zugänge mit der Dokumentation der Waldnutzung verknüpft werden. Allerdings tendieren Disziplinen übergreifende Arbeiten zur Verletzung disziplinärer Konventionen, was die Lektüre erschwert. Bei dieser Studie ist die Darstellungsform für

Historiker/innen gewöhnungsbedürftig. Nach der Einleitung folgen die Darstellung der Literaturlage sowie eine deskriptive Auslegeordnung der Materialien über rund 200 Seiten. Erst ganz am Schluss folgt eine 15-seitige Analyse. Die Problematik wird verstärkt, weil die Materialien nicht wortgetreu wiedergegeben, sondern paraphrasiert und mit Zitaten ergänzt dargestellt werden. Die Publikation ist damit irgendwo zwischen Quellen im Originalton und wissenschaftlicher, analytischer Darstellung einzuordnen. Dieses Unwohlsein der Historiker/innen ergibt sich wohl aus der den Naturwissenschaften entlehnten Darstellungsform, bei der einer ausführlichen Präsentation des Materials eine kurze Zusammenfassung der Resultate folgt. Über diese Kritikpunkte hinaus ist es jedoch Matthias Bürgi und Martin Stuber gelungen, in anschaulicher Weise, tradiertes Wissen zu erfassen und späteren Generationen zu dokumentieren.

Katja Hürlimann (Zürich)

**Katharina Kellerhals
Der gute Schüler war auch früher ein Mädchen**

Schulgesetzgebung, Fächerkanon und Geschlecht in der Volksschule des Kantons Bern 1835–1897

Haupt, Bern 2010, 283 S., Fr. 39.–

Gegenstand der Dissertation von Katharina Kellerhals ist die Volksschule des Kantons Bern von 1835–1900. Sie fragt nach der Entwicklung der Schulgesetzgebung sowie nach der Umsetzung dieser Normen in den Schulalltag, insbesondere nach dem Prozess der Fächerauswahl. Der geschlechtsspezifisch unterschiedliche Entwicklungsverlauf soll in seiner Wechselwirkung dargestellt werden. Damit will die Autorin einen Beitrag leisten zu heute aktuellen Fragen: Hat ein Wandel von der

Mädchen- zur Bubendiskriminierung überhaupt stattgefunden, und wenn ja, wie lässt sich dieser Prozess präzise beschreiben und allenfalls beeinflussen? Waren Buben unter bestimmten Bedingungen tatsächlich schulisch erfolgreicher als Mädchen?

Aktuelle Fragestellungen also, welche die Autorin motivieren, den Prozess der geschlechterspezifischen Ausdifferenzierung des Fächerkanons innerhalb des institutionellen Rahmens der Schulgesetzgebung, der parlamentarischen und pädagogischen Debatten, und des allgemeinen Geschlechterdiskurses sowie der gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen zu rekonstruieren, sowie auch die gegenseitigen Wechselwirkungen zu untersuchen.

Kellerhals führt ihre Untersuchungen genau, umfassend und mit spürbarer Energie durch. Die vier Schulgesetzgebungsprozesse von 1835, 1856, 1870 und 1894 werden in vier Kapiteln untersucht: Der Quellenkorpus umfasst in jedem Kapitel (1) Schulgesetze und Unterrichtspläne als kodifizierte Form beabsichtigter Bildung; dann (2) Verwaltungsberichte und Protokolle als Entwicklungs- und Realisierungsphase der Gesetze und Unterrichtspläne als pädagogisches Handeln; weiter (3) pädagogische Zeitschriften, die vor allem die Meinungen der Lehrerschaft wiedergaben und Licht auf den bildungs- und gesellschaftspolitischen Kontext warfen.

Jeder Textkorpus wird von der Autorin bezüglich des geschlechtsspezifischen Entwicklungsverlaufs analysiert: in den normativen Texten wie Gesetzen und Lehrplänen fragt sie nach geschlechtsspezifischen Formulierungen, welche in kodifizierter Form Ziele von Schule und Bildung aufzeigen; in den Verwaltungsberichten und Protokollen liegt der Fokus auf den Haltungen und Vorstellungen zu Geschlechterverhältnissen, die auch Alternativen, Entwicklungsabbrüche respektive Kontinuitäten erkennen lassen; in den pädagogischen Artikeln rekonstruiert sie

die Vielfalt der Argumentationsstränge. Verdienstvollerweise werden die Ergebnisse in jedem Kapitel diskutiert und zusammengefasst, und am Schluss formuliert die Autorin themenbezogene Thesen.

Dank der umfassenden Quellenanalyse und dem reflektierten methodischen Vorgehen kommt die Autorin zu erstaunlichen Resultaten, wie sie selbst formuliert. (43) So stellt sie fest, dass das erste Primarschulgesetz von 1835 als Werk der Berner Bildungselite «unterschiedlichen Schichten, Konfessionen, politischen Gesinnungen, Regionen, wirtschaftlichen Bedingungen und beiden Geschlechtern, kurz allen Bedürfnissen gerecht werden wollte». Der Unterricht durfte durch weibliche Arbeiten nicht beeinträchtigt werden, die Arbeitsschule sollte von der Primarschule getrennt werden. Ausdrücklich galt also das Recht auf gleichartige Ausbildung für beide Geschlechter. Den entsprechenden Unterrichtsplan allerdings verfasste der Gründer und Direktor des ersten Lehrerinnenseminars Niederbipp, Pfarrer Boll, im Alleingang; er blieb «unsystematisch dilettantisch und redundant», (76) kurz, er war kaum brauchbar. Pfarrer Boll koppelte auch entgegen dem Schulgesetz die Primarlehrerinnenausbildung mit derjenigen der Arbeitslehrerinnen und Kleinkindererzieherinnen zusammen. Noch bis 1870 rekonstruiert die Autorin eine dominierende egalitäre Gesetzgebung, welcher «ein alternatives Familienmodell, in dem auch die Frau selbstständig und berufstätig gewirkt hätte», zugrunde lag. (249) Die nachschulische Berufsbildung war für beide Geschlechter in den Speziellen Schulen vorgesehen.

Nach 1870 lässt sich eine dem gesamtgesellschaftlichen Trend zum bürgerlichen Familienmodell folgende Schulgesetzgebung feststellen. Kredite für Kleinkinderschulen wurden gestrichen, die Frage der nachschulischen Ausbildung junger Frauen offen gelassen. Professionalisie-

rungsbestrebungen im beruflichen Bereich hätten unvermeidlich vom häuslichen Bereich weggeführt, und dies galt nicht mehr als wünschenswert. Bildung für «Herz und Geist» der zukünftigen Ehefrauen und Mütter galt als zentral. (166)

In ihren Schlussthesen unterstreicht die Autorin, dass nicht nur grosse Seminardirektoren in den ersten Jahrzehnten prägend waren. Bürgerliche Frauen und weibliche Lehrkräfte unterstützten vor allem nach 1870 die Ausdifferenzierung der Geschlechter tatkräftig. Sie forderten Entscheidungsbefugnisse bei «weiblichen» Tätigkeiten ein, dank welcher sie sich im Prozess der Ausbildung von Mädchen und jungen Frauen zur pflichtbewussten Hausfrau professionalisieren konnten.

Eine weitere These befasst sich mit dem Faktum, dass Mädchen trotz steigender Belastungen durch den Handarbeitsunterricht und abnehmender Anzahl allgemeiner Unterrichtsstunden durchschnittlich besser abschnitten als die Buben. Dies lässt sich im Kanton Bern anhand der ab 1860 stattfindenden Abschlussprüfungen belegen. Zur Unterstützung der Knaben wurde im Unterrichtsplan die Arbeitsschule eingeführt, in welcher auch Buben ihre Hände zu gebrauchen lernten. Dies sei ein Mittel zur geistigen Förderung der Knaben, während der Mädchenhandarbeitsunterricht einen bildenden und erziehenden Einfluss ausüben sollte.

Katharina Kellerhals rekonstruiert plausible Annäherungen an Prozesse der Gesetzgebung, der Umsetzung in den Schulalltag und der pädagogischen Geschlechterdiskurse im Kanton Bern. Ihre Resultate verlocken zu weiteren Fragestellungen, zu Vergleichen mit Entwicklungen in anderen Kantonen. Reizvoll wäre beispielsweise der Vergleich mit dem Kanton Zürich, wo Lehrerinnen erst ab 1874 in den Genuss einer staatlichen Ausbildung kamen, dann aber im Seminar

Küsnacht dieselbe Ausbildung und Abschlussprüfung durchliefen wie die Männer. Ausgehend von den Erkenntnissen von Alexandra Bloch Pfister zur Professionalisierung des Lehrberufes (erschienen 2007, von Kellerhals nicht erwähnt) liesse sich erschliessen, ob und in welcher Weise die geschlechtsspezifische Ausgestaltung des Fächerkanons variierte und die pädagogische Auseinandersetzung mehr von männlichen Blickweisen geprägt war. Es ist ein grosses Kompliment an die Autorin, dass ihre Untersuchung Impulse gibt und neugierig macht auf weitere Forschungen!

Heidi Witzig (Winterthur)

**Florence Bays et Carine Corajoud
Edmond Gilliard et la vie culturelle
romande**

Portrait de groupe avec maître
(1920–1960)

Editions Antipodes, Lausanne 2010, 368 p., Fr. 40.–

L'ouvrage que livrent Florence Bays et Carine Corajoud n'est pas seulement important par son ampleur, mais aussi par l'intérêt qu'il porte à la figure maintenant oubliée d'Edmond Gilliard (1875–1969), à qui aucune étude conséquente n'avait été consacrée depuis la publication de ses œuvres complètes en 1965. Ecrivain, essayiste, enseignant, mais aussi critique littéraire, conférencier et éditeur, il fut un «maître à penser» pour nombre d'intellectuels de gauche. Cette étude sociohistorique offre donc une véritable réhabilitation de Gilliard et de son réseau, ainsi qu'un nouvel éclairage sur l'histoire culturelle romande.

En s'attachant aux réseaux constitués autour de Gilliard, les auteures mettent l'accent sur son rôle central dans l'élaboration d'un «pôle en marge des canons esthétiques traditionnels et des réseaux de diffusion institutionnels». (7)

Plus qu'à l'œuvre relativement confidentielle de Gilliard, c'est donc à l'évolution diachronique d'un mouvement anti conventionnel que cette étude s'intéresse. Le découpage en quatre parties d'une période qui s'étend sur près de 40 ans fait émerger les moments cruciaux d'un champ en mutation, éclaire comment s'opère la réappropriation des thèses de Gilliard selon des contextes très différents, et permet aux chercheuses de tracer l'histoire des principales revues littéraires de la Suisse romande de l'époque.

La première partie dépeint les débuts de Gilliard en tant que critique, et notamment son activité au sein des *Cahiers vaudois* (1913–1917). Son travail pour cette revue – lieu d'une double revendication: celle de l'autonomie de l'art et celle de la valorisation de la culture romande –, lui apporte une certaine reconnaissance et le bénéfice d'un pouvoir symbolique. Toutefois, c'est à des activités plus personnelles qu'il tient à se consacrer dès les années 1920. Dans ses écrits et conférences, il développe alors sa propre esthétique mêlant humanisme, engagement de soi, éthique et ésotérisme. Si sa production littéraire lui permet d'occuper une position de «détracteur de la société bien pensante et de l'establishment intellectuel bourgeois», (43) c'est aussi grâce à son métier d'enseignant et à son rôle d'éditeur qu'il marquera les esprits. Plaidant pour une réforme totale de l'institution scolaire, il soigne sa relation aux élèves dont certains, devenus hommes de lettres, constituent, à la fin des années 20, les premiers maillons du réseau gilliardien. C'est ce dont témoigne la correspondance de Gilliard dont les disciples commencent à diffuser la pensée dans de nouvelles revues.

Ce n'est véritablement qu'à partir de 1932, avec le lancement de *Présence*, que Gilliard fonde un mouvement. Le réseau, établi jusque là autour d'affinités intellectuelles et esthétiques, doit s'organiser; il

s'articulera désormais autour de ce projet collectif afin d'amener à «l'essor d'une réelle contre-pensée» (105) progressiste et humaniste en rupture avec les institutions dominantes. D'une structuration floue, il passe donc à un fonctionnement plus clairement défini. Le dépouillement des revues auxquelles collaborent les membres du réseau permet aux auteures d'éclairer les conséquences de la progressive polarisation du champ politique sur un réseau gilliardien. Elles se traduisent d'abord par deux types d'engagement: éthique d'une part, esthétique de l'autre. En suivant trois titres, *Présence* (1932–1936), *Suisse romande* (1937–1940) et *La Semaine* (1938–1939), les auteures exposent les différentes stratégies adoptées par les rédactions dans un contexte de crise économique et de montée des totalitarismes. Alors que ces revues ambitionnent toutes de promouvoir la pensée critique de Gilliard – retiré dès 1935 à Dieulefit (Provence) –, et d'offrir une tribune à la nouvelle création littéraire, elles se démarquent par leur type d'engagement. Si *Présence* cherche à allier les modes d'expression essayistique et poétique, préférant à tout parti pris idéologique une approche humaniste et esthétique, *Suisse romande*, marquée par une orientation éthique, se distingue par son ton «nuancé et [ses] prise[s] de position plus franche[s]». (150) Quant à *La Semaine*, elle ose une position plus clairement engagée politiquement tout en mesurant ses propos afin d'esquiver la censure.

En revenant sur l'histoire des revues *Traits* (1940–1945) et *Suisse contemporaine* (1941–1949) nées dans un contexte mondial difficile, les auteures illustrent les deux voies antifascistes que choisissent les disciples de Gilliard dans une Europe qui plie sous les attaques de l'Axe. Au militantisme de *Traits* s'oppose la voix consensuelle et intellectualiste de *Suisse contemporaine*. *Traits*, dirigée par François

Lachenal, articule littérature et politique et consacre un espace important aux productions des poètes français de la Résistance. Proche du communisme, elle dénonce autant le capitalisme que le libéralisme, et prône le progressisme social et culturel. En revanche, *Suisse contemporaine*, plus modérée, reste marquée par l'idéalisme pacifiste et s'engage sur les plans intellectuel et social. La fin de la guerre signe aussi celle des revues de l'entre-deux-guerres: les écrivains français désertent les pages romandes et les membres du réseau gilliardien, alors morcelé, se concentrent sur leurs activités personnelles.

L'après-guerre suscite de nouveaux questionnements, portés par une génération qui, née dans les années 1920, se passionne pour les idées existentialistes et l'engagement littéraire. Si elle s'intéresse à Gilliard, c'est surtout parce qu'elle est séduite par sa posture de rupture, elle qui cherche à décloisonner les divers domaines de la culture et à dépasser le carcan des frontières nationales. Plusieurs revues sont ainsi emblématiques de ce regain d'intérêt pour Gilliard qui représente désormais une autorité morale: *Carreau* (1949–1955), *Rencontre* (1950–1953), *Pour l'Art* (1948–1963), *Carrérouge* (1957–1960) ou la plus éphémère *Alambic* (1954). Ces publications participent au renouvellement culturel romand en publiant de jeunes auteurs du cru ou en donnant d'importantes traductions. Souvent en marge, elles se positionnent à gauche, parfois aux côtés des courants communistes. Bien que fractionné, le réseau se ressoudra une dernière fois à l'occasion de l'édition des œuvres complètes de Gilliard, qui paraissent en 1965, cinq ans avant sa mort.

L'étude met clairement au jour la posture de rupture revendiquée par Gilliard et son réseau, ainsi que l'importance des revues pour l'émergence d'une figure d'intellectuel de gauche en Suisse romande. Si l'abondance des sources en rend par-

fois la lecture malaisée, elle ouvre aussi de nombreuses pistes de réflexion quant aux modalités de l'engagement littéraire en Suisse romande et à la politisation du champ littéraire.

Anne-Frédérique Schlaepfer (Genève)

Gilbert Grap
Differenzen in der Neutralität
Der Volksbund für die Unabhängigkeit
der Schweiz (1921–1934)

Chronos, Zürich 2011, 157 S., Fr. 34.–

Der 1921 gegründete Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz (VUS) hat die Historiografie schon verschiedentlich beschäftigt, noch nie ist ihm jedoch eine monografische Untersuchung gewidmet worden. Eine solche Studie liegt nun mit der Zürcher Lizentiatsarbeit von Gilbert Grap vor. Da man in der 1986 gegründeten AUNS eine Art Nachfolgerin des VUS sieht, ist der Vorläuferin ein gegenwartsbezogenes Interesse sicher. Der Vf. beabsichtigte denn auch, mit einer Dissertation eine Fortsetzungsstudie mindestens bis in die 1950er-Jahre zu erarbeiten, um den Bezug zu den aktuellen Argumentationsmustern in den Auseinandersetzungen um die Neutralitätskonzeption herzustellen. Wegen des überraschenden Todes des jungen Historikers muss, wie Jakob Tanner im Nachwort schreibt, die Erforschung der zweiten Phase der Entwicklung des VUS aus traurigem Anlass ein Desideratum bleiben.

Gilbert Grap hat auf fragwürdige Gegenwartsbezüge verzichtet und seinem historischen Gegenstand nach den guten Regeln des historiografischen Handwerks einen eigenen Platz in der Geschichte gegeben. Gestützt auf die Bestände vor allem des Archivs für Zeitgeschichte hat er einerseits die organisationsgeschichtliche Seite der Bewegung rekonstruiert und mit der systematischen Auswertung des

vierteljährlich erschienenen Informationsblatts die inhaltlichen Positionsbezüge analysiert. Die Arbeit vermittelt auch in personengeschichtlicher Hinsicht einige Aufschlüsse insbesondere zu den Protagonisten Hektor Ammann und Hans Oehler, aber auch zu den weniger bekannten Akteuren wie Eugen Curti und Otto Hunziker, die 1932 auf die Annäherung des VUS an die jungen Fronten mit dem Austritt reagierten und zur linksnationalen Bewegung um «Die Nation» wechselten. (114)

Im Vordergrund steht die Frage, wie sich der VUS als ausserparlamentarische Pressuregroup Zugang zum politischen System verschafft hat. In Anbetracht der Tatsache, dass die Gegnerschaft zur schweizerischen Völkerbundsmitgliedschaft für die VUS konstitutiv war, blieben die Aktivitäten im Bereich der Völkerbundpolitik bemerkenswert bescheiden. Die Mitgliedschaft wurde als irreversibel eingestuft, die Opposition gegen das Genfer Protokoll (mit der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit, der Beistandspflicht und der Abrüstungsverpflichtung) erübrigte sich bald, da Grossbritannien auch nicht beitrug. Erfolgserlebnisse konnte der VUS mit dem Referendum gegen das 1923 mit 82 Prozent abgelehnte Genfer Zonenabkommen verzeichnen, dem man «einseitigen Verzicht» vorwarf, sowie 1928 mit einer Initiative gegen die Annahme von zum grössten Teil von Frankreich ausgehenden Ordensverleihungen. Von den über 75'000 Unterschriften stammten nur 500 aus der französischen Schweiz, und die Hälfte kam aus den Kantonen Zürich und Bern. Der Erfolg bestand in diesem Fall darin, dass die VUS-Initiative einen weniger weitgehenden und 1931 deutlich angenommenen Gegenvorschlag ausgelöst hatte.

Die sorgfältige Kontextualisierung der verschiedenen Aktivitäten der Bewegung war nicht zu leisten ohne häufige Wiederholung von bereits Bekanntem, etwa zum

Beitritt Deutschlands in den Völkerbund oder zum Kellogg-Pakt. Ein besonderer Verdienst der Arbeit besteht darin, dass sie in den Ausführungen zur Kooperation des VUS mit der frontistischen Bewegung den Zusammenhang von Aussen- und Innenpolitik sichtbar macht. Obwohl die Unabhängigkeit des Lands eigentlich im Zentrum stand, stellt sich die Frage, ob die aus dem Hauptziel abgeleitete militärische wie geistige «Wehrhaftigkeit» nicht eine mindestens gleichwertige Forderung war. Grap bringt es überzeugend auf den Punkt: Aus der Verteidigung der Schweiz wurde eine Verteidigung des Schweizerischen. (131) Und das Schweizerische war in diesem Verständnis das Gegenteil von «Weltbürgerlichkeit» intellektueller Kreise und meinte «Opferbereitschaft» im Kampf gegen «Entartung». Paradoxe Weise begab sich die Bewegung in ihrem Kampf um Unabhängigkeit mit ihrer Befürwortung der «autoritären Demokratie» und der Ablehnung der repräsentativen Demokratie in die mentale Nachbarschaft zu der 1933 in Deutschland mehrheitsfähig gewordenen Ideologie.

Georg Kreis (Basel)

Patrick Minder
La Suisse coloniale
 Les représentations de l'Afrique
 et des Africains en Suisse au temps
 des colonies (1880–1939)

Peter Lang, Bern 2011, 633 S., Fr. 97.–

Irgendwann in den 1990er-Jahren begannen englischsprachige Geschichtsforscher die imperiale Herrschaft in Übersee und die Herausbildung bürgerlicher Gesellschaften in Europa im selben analytischen Rahmen zu betrachten. Daraus wuchs die Einsicht, dass Kolonialgeschichte nicht nur Länder in Afrika, Asien oder Lateinamerika betrifft. Auch Europa hat seine koloniale

Vergangenheit. Mittels «Völkerschauen», Reklameanzeigen für Zucker, Kaffee und andere sogenannte Kolonialprodukte des täglichen Gebrauchs wurde die koloniale Welt auf vielfältige Weise zu den Europäerinnen und Europäern «nach Hause» gebracht. Hier festigte sich die Überzeugung von der Unterlegenheit kolonisierter Menschen und folglich dem Recht auf Herrschaft über diese.

Dieser frische Blick auf die lange Geschichte der hierarchischen Beziehungen zwischen Europa und seinen Kolonien in Übersee hat auch vor der Schweiz nicht halt gemacht. Patrick Minders Neuenburger Dissertation ist Teil dieser laufenden Neubeurteilung. Zu Recht erinnert er in seiner Einleitung daran, dass bisherige Studien zum Sklavenhandel, den Handelsbeziehungen oder dem Missionarwesen zwar eine schweizerische Beteiligung an kolonialer Unterdrückung und Ausbeutung darlegten. Bislang fehlt aber eine Erklärung dafür, weshalb sich Vertreter eines republikanischen Kleinstaats so scheinbar kritiklos an diesen Unternehmungen beteiligten. Minder vermutet, dass es mit der allgemeinen Kultur in der Schweiz zu tun hatte. Ziel seiner Studie ist es daher, dem «impact du colonialisme en Suisse, en particulier en sein de l'opinion publique» (2) nachzugehen. Er stellt sich die Frage, inwiefern es auch in breiteren Kreisen der Schweiz einen *esprit colonial* gegeben habe. Darunter versteht er die kollektiv geteilte Überzeugung, dass nichteuropäische Völker den europäischen unterlegen und Letztere folglich zur Herrschaft über Erstere berechtigt seien. Ohne dies weiter zu begründen, interessiert sich Minder nur für Afrika und fragt, wie der Kontinent und seine Bewohnerschaft in der schweizerischen Öffentlichkeit wahrgenommen wurden. Als Untersuchungszeitraum wählte er die Jahre 1875–1939, weil es sich dabei um eine klassische Epoche der Politikgeschichte handle.

Minder konsultierte eine breite Palette von Quellen mit unterschiedlichem Charakter. Dazu zählen Missionarszeitschriften, Werbeplakate und -anzeigen, Postkarten, Schulbücher, Kinderspiele, illustrierte Wochenzeitschriften, Karikaturen und Radiosendungen.

Die Darstellung ist in zwei Teile gegliedert. Im ersten Teil werden die zentralen Akteure und Institutionen präsentiert, die Vorstellungen über Afrika in der Schweiz in Umlauf brachten. Dazu gehörten einerseits Schweizer (es waren fast ausschliesslich Männer), die sich als Missionare, Wissenschaftler oder als Beamte im Dienst ausländischer Kolonialmächte in Afrika aufhielten. Andererseits geht Minder auch auf Journalisten, Leitartikler und politische Aktivisten ein, die sich innerhalb der Schweiz zu Afrika äusserten. Ein weiteres Kapitel widmet sich Begegnungen, die auf schweizerischem Territorium zwischen Menschen aus Afrika und den Einheimischen zustande kamen. Sehr gut recherchierte Passagen handeln von einem dunkelhäutigen Jazzmusiker mit schweizerisch-kongolesischen Eltern in La Chaux-de-Fonds zu Beginn des 20. Jahrhunderts sowie vom berühmten «Negerdorf», das 1896 an der Landesausstellung in Genf für Furore sorgte. Bereits in diesem ersten Teil wird mehr als deutlich: Die schweizerische Wahrnehmung Afrikas unterschied sich kaum von jener der imperialen Grossmächte. Afrikanerinnen und Afrikaner wurden als Barbaren oder edle Wilde, als zivilisierungs- und kultivierungsbedürftige «Andere» wahrgenommen.

Im zweiten Teil seiner Studie diskutiert Minder verschiedene Aspekte des schweizerischen «imaginaire coloniale», wie er es nennt. Er zeigt quer durch verschiedene Quellengattungen und Akteursgruppen hinweg die stets gleichen und wiederkehrenden Motive des rassistischen Denkens: Die Nähe afrikanischer Menschen zur Natur und zur Wildnis, ihre entweder

als barbarisch oder romantisch verklärt wahrgenommenen «Bräuche», ihre vermeintliche Dummheit, ihre Nacktheit und so weiter und so fort. Ein fast 200 Seiten langer Anhang mit unzähligen Bildern und Karikaturen aus der schweizerischen Presse- und Werbelandschaft sowie einer Auflistung aller Filme, die in der Schweiz über Afrika gezeigt wurden, untermauern Minders Hauptbotschaft: «[...] sans posséder de territoires outre-mer, sans nourrir de politique expansionniste, sans encourager officiellement l'émigration et la création de colonies en Afrique, la Suisse construit et entretient un imaginaire colonial, reposant sur l'inégalité des races.» (405)

Minders Hauptverdienst liegt meiner Ansicht nach darin, dass er das Gewicht kolonialistischer Ideologie gegenüber Afrikanerinnen und Afrikanern nachweist. Nach der Lektüre der über 400-seitigen Abhandlung bleibt wenig Raum für Zweifel an diesem Befund. Dass die Schweiz im imperialen Zeitalter keine kulturelle Insel war, überrascht zwar nicht. Da die kolonialen Verstrickungen auch in jüngsten Überblickswerken zur Schweizer Geschichte ignoriert werden, lohnt es sich indes, dies einmal in grösster empirischer Breite vor Augen geführt zu bekommen. Beeindruckend ist auch, dass die Studie trotz enormer Materialfülle gut strukturiert und gut lesbar ist.

Der Preis der empirischen Breite liegt indes bei einigen Abstrichen im Analytischen. Minder muss nämlich die Frage offen lassen, welche Funktion die koloniale Kultur in der Schweiz spielte, die ja, wie er selbst darlegt, gar nie ernsthafte kolonialpolitische Ambitionen hatte. Das hat mit seinem konzeptionellen Ansatz zu tun. Da es Minder um «la Suisse» in ihrer Gesamtheit geht, versucht er ein möglichst «repräsentatives» Bild ihrer kolonialen Kultur zu zeichnen. Hierzu hat er eine beeindruckende Vielfalt von (hauptsächlich französischsprachigen)

Quellen durchforstet. Die Analyse der einzelnen Quellen muss notwendigerweise an der Oberfläche bleiben. Die Erzählung bleibt weitgehend deskriptiv: Das Vorhandensein der kolonialen Kultur wird dokumentiert, aber nicht erklärt. Und so kann sich das innovative methodische Potenzial der neueren Kolonialgeschichte nur in Ansätzen entfalten. Diese fragt, wie sich das koloniale Herrschaftsverhältnis einerseits und die europäischen Klassen- und Geschlechterhierarchien andererseits verschränkten. Obschon die Schweiz nie Kolonien besass, war sie – als bürgerlich organisierte Industriegesellschaft – ausgesprochen hierarchisch gegliedert. Vielleicht müsste man daher die Frage weniger nationalgeschichtlich angehen. Statt zu fragen, weshalb sich «die Schweiz» per se eine koloniale Kultur leistete, könnte es sich lohnen, das Problem mehr sozialgeschichtlich zu formulieren: In welche binneneuropäische Herrschaftsverhältnisse waren die Produzenten schweizerischer Kolonialkultur eingebunden? Wie Minder zeigt, handelte es sich vorwiegend um nichtstaatliche Akteure: Journalisten, Missionare, Wissenschaftler und andere. Diese waren nicht nur mittels transnationaler Netzwerke mit ihren Pendants in den Kolonialmächten verbunden, sondern reagierten mit ihrem Denken und Tun auch auf die transnationalen Herausforderungen ihrer Zeit: darunter die Emanzipationsforderungen der Arbeiterschaft und der frühen Frauenbewegung. Wer sich in Minders Anhang vertieft, findet zumindest Hinweise darauf, dass der rassistische Afrikadiskurs auch Botschaften über eine vermeintlich natürliche, patriarchale Geschlechterordnung enthielt sowie gegenüber einer mit Armut kämpfenden Arbeiterschaft signalisierte, wo die Grenzen zwischen einem «kultiviert» europäischen und einem «primitiv» afrikanischen Benehmen zu ziehen sei. Dem weiter nachzugehen würde sich sicher lohnen. Minders materialreiche

Studie, die er selbst als «point de départ» (21) verstanden haben will, bildet hierzu eine ausgezeichnete Basis.

Bernhard C. Schär (Bern)

**Mustafa Ideli, Virginia Suter Reich,
Hans-Lukas Kieser (Hg.)
Neue Menschenlandschaften
Migration Türkei–Schweiz 1961–2011**

Chronos, Zürich 2011, 404 S., 40 Abb., Fr. 48.–

Die Diaspora aus der Türkei stellt die sechstgrösste MigrantInnengruppe der Schweiz dar. Doch obwohl heute über 120'000 aus der Türkei stammende Menschen in der Schweiz leben, hat sich die hiesige Geschichtsforschung bis anhin kaum mit dieser MigrantInnengruppe auseinandergesetzt. Diese Ausblendung ist auch ein Indiz für den Umgang der Schweiz mit einer Migration, die von Beginn an der Wirtschaft zwar willkommen, anders als die von der Forschung vielbeachtete Einwanderung aus Italien und Spanien von staatlicher Seite aber ungewollt war. Mit dem von Mustafa Ideli, Virginia Suter Reich und Hans-Lukas Kieser vorgelegten Sammelband wird diese Lücke nun unzweifelhaft gefüllt. Ausgehend von der Überlegung, dass die Migration aus der Türkei mehr als andere, zahlenmässig grössere, Einwanderungen die Menschenlandschaft in der Schweiz verändert hat, macht es sich die Herausgeberschaft zur Aufgabe, entstandene Herausforderungen und Probleme zu thematisieren, aber auch die «langfristige Erfolgsgeschichte» (7) dieser Migration sichtbar zu machen. Dabei will der Band seinen Gegenstand primär «historisierend» zur Geltung bringen, im Sinn «politischer, sozialer und erlebter Geschichte», (8) bezieht aber auch soziologische und anthropologische Ansätze mit ein.

Der Band vereint 17 Beiträge und ist in fünf Themenblöcke gegliedert. Den Aufsätzen vorangestellt ist eine Einfüh-

rung, die den Rahmen der Publikation absteckt und das Thema in die viel ältere Beziehungs- und Migrationsgeschichte der Schweiz mit dem Osmanischen Reich und der Republik Türkei einordnet.

Im ersten Kapitel, «Geschichte der Einwanderung (1961–2011)», werden grundlegende historische und politische Entwicklungen im Zusammenhang mit der Migration Türkei – Schweiz thematisiert. Mustafa Ideli benennt Ursachen und Phasen der Einwanderung und bietet einen, mit aktuellen empirischen Daten unterlegten, Überblick über die soziodemografische Situation türkischstämmiger MigrantInnen in der Schweiz. Dem folgt ein Aufsatz von Olivier Fahir Tezgören, der die Einwanderung im Fokus der Fremdenpolizei behandelt. Interessant ist hier die Sichtbarmachung von Kontinuitäten zwischen der, mitunter auf kulturalistischen Abwehrgargumenten basierenden, Kriminalisierung türkischstämmiger ArbeitsmigrantInnen und der sich in den 1980er-Jahren entwickelnden Missbrauchssemantik in der Schweizer Asylpolitik. Dass die restriktive Ausländerpolitik auch zu einem Spannungsverhältnis zwischen der innen- und aussenpolitischen Reichweite der Schweizer Migrationspolitik führte, thematisiert Fahrettin Çalişlar in seinem Aufsatz über den Umgang der Schweizer Diplomatie mit der türkischen Arbeitsmigration.

Das zweite Kapitel, «Minderheiten als Migranten, Migranten als Minderheiten», beschäftigt sich mit ethnoreligiösen Differenzlinien und deren Wirkungsmechanismen sowohl innerhalb der türkischstämmigen Diaspora als auch in deren Wahrnehmung durch die Schweizer Gesellschaft. Jesus Isa Jakob bietet einen erstmaligen Einblick in die Migrationsgründe und transnationalen Beziehungen der ersten Generation assyrischer EinwanderInnen in der Schweiz. Mit der Frage, wie Minderheitengruppen in der Migration

gesellschaftliche und religiöse Freiräume wahrnehmen, beschäftigt sich auch Virginia Suter Reich in ihrem sehr anschaulichen Aufsatz über Anerkennungspraktiken alevitischer Vereine in der Schweiz. Wie Giuseppe De Simone in seinem Beitrag zur medialen (Fremd-)Repräsentation von MigrantInnen aus der Türkei deutlich macht, wurde die der Diaspora aus der Türkei innewohnende religiöse Vielfalt von der Schweizer Gesellschaft kaum wahrgenommen. Vielmehr rückte, vor allem nach den Anschlägen vom 11. September 2001, die Kategorie «Islam» ins Zentrum der medial vermittelten, gesellschaftlichen Wahrnehmung.

Das dritte Kapitel, «Partizipation und Konflikte», befasst sich mit gesellschaftspolitischen Aushandlungs- und Mobilisierungsprozessen. Oliver Wäckerlig beschäftigt sich mit dem Streit um den Minarettbau im solothurnischen Wangen. Die Handlungsmotive der Trägerschaft des Bauprojektes werden ebenso thematisiert wie die auf verschiedenen Ebenen stattfindenden Abwehrmechanismen der einheimischen Bevölkerung. Oliver Strijbis vergleicht die politische Partizipation von Personen mit Migrationshintergrund Türkei mit anderen MigrantInnengruppen in der Schweiz und mit türkischstämmigen MigrantInnen in anderen Ländern Westeuropas. Einen persönlichen Einblick in die individuellen Lebenswirklichkeiten von in der Schweiz politisch engagierten Personen mit Migrationshintergrund Türkei bietet der biografische Aufsatz von Felix Reich. Obige Beiträge machen deutlich, wie in der Türkei herrschende ethnische, religiöse und politische Differenzlinien in der Migration reproduziert und neu gestaltet werden. Ein von Katharina Haab Zehrê vorgestelltes Praxisprojekt nimmt diesen Ansatz auf und fragt nach einer möglichen Rolle der Diaspora in der Transformation von ethno-politischen Konflikten im Herkunfts- und im Zuwanderungsland.

Im Titel nur unpräzise abgegrenzt vom vorherigen Themenblock geht es im vierten Kapitel, «Selbstorganisation und Partizipation», um die Mobilisierung von Eigenressourcen und Möglichkeiten der gesellschaftlichen Teilhabe. Mustafa Ideli beschäftigt sich in zwei Beiträgen mit der Vereins- sowie der Medienlandschaft türkischer MigrantInnen in der Schweiz. Sein Befund eines hohen Grades an Selbstorganisation und Eigeninitiative wird mit dem Aufsatz von Claudio Bolzman und Andrés Gomensoro über die Bildungssituation von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund Türkei kontrastiert. Darin wird aufgezeigt, dass sich der zumeist tiefe sozioökonomische Status auf die Bildungschancen türkischer MigrantInnen der ersten und zweiten Generation negativ auswirkt, wodurch ihre soziale Position auch längerfristig geschwächt wird.

Das letzte Kapitel, «Migrationslandschaft Schweiz und Europa», diskutiert den Untersuchungsgegenstand in einem gesamteuropäischen Kontext. Sonja Haug untersucht die Einwanderung aus der Türkei nach Deutschland und zieht Vergleiche mit der Situation türkischer MigrantInnen in der Schweiz. Im einzigen englischsprachigen Beitrag diskutiert Ayhan Kaya das aufschlussreiche Paradox einer Individualisierung des Glaubens vor allem bei jungen Menschen mit Migrationshintergrund Türkei bei einer gleichzeitigen Reduzierung dieser Einwanderungsgruppe auf ihren muslimischen Hintergrund durch westeuropäische Gesellschaften. Im abschliessenden Beitrag verknüpfen Gisela Hürlimann und Ganga Jey Aratnam die einzelnen Aufsätze mit integrationspolitischen Überlegungen. Plädiert wird für eine vielschichtige und mehrdimensionale Integrationspolitik «von unten», welche wesentlich auf der Mitgestaltung von MigrantInnen beruht und sie als VermittlerInnen zwischen der Migrationsgemeinschaft und der Zuwan-

derungsgesellschaft mit einbezieht.

Der Sammelband bietet eine vielschichtige und methodisch breit abgestützte Auseinandersetzung mit der Migration aus der Türkei einerseits und mit der auf unterschiedlichen Ebenen stattfindenden Interaktion zwischen den MigrantInnen und der Schweizer Gesellschaft andererseits. Positiv zu vermerken ist, dass der Band MigrantInnen nicht nur, wie es bei diesem Thema häufig vorkommt, als Objekte gesellschaftspolitischer Diskurse untersucht, sondern sie als AkteurInnen begreift und ihre Erfahrungen und Aktivitäten ins Zentrum der Untersuchung stellt. Ein weiterer Verdienst besteht in der Auffächerung dieser Migration in ihre ethnische, religiöse, politische und kulturelle Vielfalt, was dazu beiträgt, essenzialisierende Vorstellungen über «die türkischen MigrantInnen» aufzubrechen. An dieser Stelle wird allerdings eine geschlechterspezifische Perspektive vermisst, welche die ansonsten differenzierte Betrachtungsweise zusätzlich bereichert hätte. Auffallend ist schliesslich auch, dass sich verhältnismässig wenige Beiträge durch Quellennähe und fundierte Archivarbeit auszeichnen. Mit Blick auf die Zielsetzung einer «historisierenden» Herangehensweise wäre hier mehr zu erwarten gewesen. Verdeutlicht wird damit auch die Notwendigkeit weiterer historischer Grundlagenforschung in Form von Archiv- und Quellenarbeit zur Erschliessung der türkisch-schweizerischen Migrationsgeschichte. Trotz dieses Einwands ist festzuhalten, dass der vorliegende Sammelband zweifelsohne einen ersten, grundlegenden Markstein zur Einbindung der Migration aus der Türkei in die Schweizer Zeitgeschichte gesetzt hat und deshalb allen am Thema Interessierten unbedingt zu empfehlen ist.

Sarah Baumann (Freiburg im Üechtland)

An Lac Truong Dinh
**Von der Fremdenlegion
 zu den Viet Minh**
 Der Schweizer Überläufer
 Emil Selhofer im französischen
 Indochinakrieg
 Nachwort von Peter Huber

Chronos, Zürich 2011, 168 S., Fr. 28.–

Mithilfe des lebensweltlichen Ansatzes schreibt An Lac Truong Dinh eine höchst lesenswerte Studie, in der das Leben des Legionärs und Deserteurs Emil Selhofer im Zentrum steht, die sich aber ebenso mit der französischen Fremdenlegion und dem Ersten Indochinakrieg befasst.

Die Biografie ist geschichtswissenschaftlich und methodisch gesehen ein schwieriges Genre mit einer sehr wechselhaften Geschichte seit der Antike. Allzu leicht gerät sie zur Nacherzählung eines Lebenslaufs oder zu jener literarischen Gattung historischer Biografien, bei denen Fakten und Imagination nicht mehr voneinander zu trennen sind. Solche Biografien vermögen den Standards der Geschichtswissenschaft nicht zu genügen, sie sind heute jedoch bei einem breiten Lesepublikum äusserst beliebt. Doch auch in der Geschichtswissenschaft ist die Biografie derzeit in Mode. Im einleitenden Essay zu dem von ihm herausgegebenen Band *Biografie schreiben* (2003) schreibt Hans Erich Bödeker von «einer überraschenden Renaissance» der fachwissenschaftlichen Biografie. Diese hängt nicht zuletzt mit dem heute geringeren Gewicht der sozialwissenschaftlichen Orientierung der Geschichte zusammen. Bödeker stellt eine Reihe von Konzepten vor, die dem Genre Biografie zu einer neuen wissenschaftlichen Reputation verhelfen sollen.

Eines dieser Konzepte ist der aus anderen Fachdisziplinen bekannte lebensweltliche Ansatz, dem Bödeker grosses Gewicht beimisst. Diesem Konzept ist eine unlängst im Chronos Verlag erschiene Bio-

grafie *Von der Fremdenlegion zu den Viet Minh – der Schweizer Überläufer Selhofer im französischen Indochinakrieg* des am Historischen Institut der Universität Basel als Wissenschaftlicher Mitarbeiter tätigen An Lac Truong Dinh verpflichtet. Selhofers Leben (und noch mehr die Quellen darüber) ist nicht so reichhaltig, als dass es nicht in einigen Sätzen beschrieben wäre: Selhofer wird am 16. Juli 1926 in Zürich geboren. Seine Eltern betreiben eine Schlosserei. Doch der Vater erkrankt und stirbt bereits im Jahr 1933. Emil ist ein guter Schüler und hat schon früh den Wunsch, Matrose zu werden. Ende 1940 beginnt er bei der Schweizer Reederei in Basel eine Lehre als Schiffsjunge. Im Herbst 1944 verlässt er mit zwei Arbeitskollegen die Reederei, um illegal über die Grenze nach Frankreich zu gehen. Sie wollen sich den Forces françaises libres (FFL) anschliessen, treten jedoch nach zwei Wochen der französischen Fremdenlegion bei. Zur Ausbildung kommen sie ins Hauptquartier der Fremdenlegion ins algerische Sidi Bel Abbès, bereits am 10. Januar 1945 werden sie nach Indochina verschifft. Dort bekämpft die Fremdenlegion – mit circa 1300 Schweizern – zusammen mit anderen französischen Truppen im sogenannten Ersten Indochinakrieg die Viet Minh, die einen Partisanenkrieg gegen Frankreich führen, welches das während des Kriegs von Japan besetzte Indochina zurückzuerobern versucht. Nach gut zwei Jahren desertiert Selhofer aus der Fremdenlegion und läuft zu den Viet Minh über, wo er vorerst im Büro für Feindpropaganda eingesetzt wird. Dort verfasst er Artikel für das Propagandaorgan *Waffenbrüder*, das Soldaten in der Fremdenlegion beziehungsweise der französischen Armee zur Desertion bewegen soll. Im Mai 1948 wird aus einer Gruppe von Deserteurern aus der Fremdenlegion das «Détachement Tell» gegründet, in dem es Selhofer bis zum stellvertretenden Leiter bringt. Eine

grosse militärische Bedeutung erhält diese Gruppe allerdings nicht, es geht den Viet Minh vielmehr darum, die Deserteure zu beschäftigen. Generell besteht deren Politik darin, Deserteure aus der Fremdenlegion in ihre Heimatländer zu repatriieren. Da dies für Selhofer nicht geht – die Schweiz ist weder ein sozialistisches Land noch hat sie diplomatische Beziehungen zu Vietnam –, kommt er in ein Lager, wo er im Büro für europäische und afrikanische Angelegenheiten arbeitet. Über seinen Tod gibt es verschiedene Versionen. Nach An Lac Truong Dinh ist es am wahrscheinlichsten, dass Selhofer Anfang 1953 von einer militärischen Mission nicht zurückkehrt. Am 27. Dezember 1967 wird er von der Bezirksgerichtskanzlei Zürich als verschollen erklärt.

Das kurze Leben des Emil Selhofer ist weder heldenhaft noch historisch bedeutend. Dennoch ist An Lac Truong Dinh ein äusserst spannendes und lesenswertes Buch gelungen. Das hängt hauptsächlich mit seinem lebensweltlichen Ansatz zusammen. Wie der Autor in einem eigens der Methodik gewidmeten Kapitel schreibt, geht es dabei «um den Zusammenhang zwischen individuellen lebensgeschichtlichen und kollektivgeschichtlichen Prozessen», (121) um «die Wechselbeziehungen zwischen der persönlichen Erfahrungswelt und den gesellschaftlichen Bedingungen». (122) Die Methode «rekonstruiert aus der Perspektive einer einzelnen Person die Funktionsweise eines Systems. Mit diesem Ansatz werden Gesellschaft, Kultur und Subjektivität des Handelnden miteinander verknüpft.» (121) Bei den in dieser Studie untersuchten «Systemen» handelt es sich hauptsächlich um die französische Fremdenlegion, um Frankreich als Kolonialmacht, um den Zweiten Indochinakrieg und den Kalten Krieg. Von besonderer Bedeutung ist An Lac Truong Dinhs Beschäftigung mit der Fremdenlegion, über die es zwar viel Ge-

schriebenes gibt, doch das meiste stammt von ehemaligen Offizieren oder Legionären; die wissenschaftliche Literatur zur Fremdenlegion ist eher rar. Da sich der Autor – neben den informativen allgemeinen Erläuterungen – auf die Erfahrungen Selhofers konzentriert, zeichnet er ein Bild von innen. Ähnliches gilt für die Gruppe der Überläufer bei den Viet Minh. Von besonderer Bedeutung ist, dass An Lac Truong Dinh diese «Systeme» in einen Zusammenhang mit der Schweiz stellt, etwa der Umgang mit fremden Söldnern beziehungsweise mit der Fremdenlegion in der Schweiz oder die ablehnend-zögerliche Haltung der Schweiz gegenüber kommunistischen postkolonialen Staaten, die es verunmöglicht, dass Selhofer trotz grosser Bemühungen (etwa des IKRK) in die Schweiz zurückgeführt werden kann.

Von der Fremdenlegion zu den Viet Minh rekonstruiert nicht einfach die einzelnen Abschnitte von Selhofers Leben. Dem lebensweltlichen Ansatz entsprechend legt es besonderen Wert auf «die Annäherung und Identifizierung von Wendepunkten, Brüchen, Kontinuitäten und Habitus des Hauptakteurs». (122) Im Fall von Emil Selhofer war dies kein einfaches Unterfangen, weil die Quellenlage eher dürftig ist. Nichtsdestotrotz gelingt es An Lac Truong Dinh, das Material (einige Briefe und Artikel Selhofers, Berichte anderer Überläufer, Akten von vietnamesischen, schweizerischen, französischen und deutschen Behörden, Gespräche mit ehemaligen vietnamesischen Militärkadern) derart subtil und reichhaltig zu interpretieren, dass ein sehr anschauliches Bild dieses Schweizers in fremden Diensten entsteht.

Heinz Hug (Winterthur)

Felix Largiadèr
Transplantation von Organen
 Von der Mythologie bis zur erlebten
 Gegenwart

EMH Schweizerischer Ärzteverlag, Basel 2010, 375 S.,
 33 Abb., Fr. 42.–

Die Ära der Organtransplantation begann in der Schweiz 1964 mit den ersten Nierenverpflanzungen in Bern. Fünf Jahre später sorgte die erste Herztransplantation in Zürich für Aufsehen. Seither hat sich die Transplantationsmedizin ausgeweitet und institutionell etabliert. Felix Largiadèr hat die bewegte Schweizer Transplantationsgeschichte selbst miterlebt und wie kaum ein zweiter geprägt. Nach einem Forschungsaufenthalt in Minneapolis 1963 bis 1965 war der Chirurg massgeblich am Aufbau einer Transplantationsabteilung am Universitätsspital Zürich beteiligt. Ab 1985 und bis zur Emeritierung 1998 fungierte er dort als Vorsteher des neu geschaffenen Departements Chirurgie und als Direktor der Klinik für Viszeralchirurgie.

In seiner Monografie lässt Largiadèr seine Karriere und die Entwicklung der Transplantationsmedizin aus der Perspektive eines «alten Mannes» (329) Revue passieren. Es handelt sich um eine «erlebte Transplantationsgeschichte», (14) die von subjektiven Einschätzungen und persönlichen Erinnerungen geleitet ist. Der Autor versteht sich als «chirurgischer Chronist», und setzt sich in dieser Rolle explizit von einer «objektiven Geschichtsschreibung» ab. (70) Das rechtzeitig zum 80. Geburtstag des Verfassers erschienene Buch will aber trotzdem mehr sein als die Memoiren eines Arztes: «Von den mythologischen Anfängen bis zu den Zukunftsvisionen», (14) so der ambitiöse Anspruch, sollen die Entwicklung dieser medizinischen Disziplin und die mit ihr verbundenen Probleme dargestellt werden. Largiadèr lässt denn auch in 25 Kapiteln kaum einen Aspekt aus: Er referiert die mythologischen und

wissenschaftlichen Vorgeschichten der Organverpflanzung, erörtert ethische Fragen, diskutiert rechtliche Regelungen und beschreibt den Institutionalisierungsprozess der Transplantationsmedizin. Im Zentrum steht die medizinisch-technische Entwicklung, die anhand der einzelnen transplantierten Organe beschrieben wird.

Ein Anschluss an die jüngste geistes- und sozialwissenschaftliche Forschung findet dabei nur bedingt statt. Ab den 1990er-Jahren setzten sich SoziologInnen, EthnologInnen und auch HistorikerInnen vermehrt und oft angeleitet durch neuere kulturwissenschaftliche und wissenschaftssoziologische Theorien mit der Organtransplantation auseinander. Sie gingen über die bisherige Geschichtsschreibung hinaus, die oft der Rechtfertigung oder Propagierung der bis heute nicht unumstrittenen medizinischen Praxis diene. Largiadèrs Werk schliesst an diese ältere Tradition an und teilt einige für sie charakteristische problematische Tendenzen.

So konzipiert der Autor die Geschichte der Transplantationsmedizin ebenso wie die eigene ärztliche Karriere retrospektiv als Fortschrittsnarrativ, das zwar nicht immer gradlinig und störungsfrei, aber doch kontinuierlich der Vervollkommnung entgegenstrebt. Infolgedessen entsteht eine Erzählung über die herausragenden Pioniere und ihre Pioniertaten. Den vorläufigen Endpunkt dieser Aneinanderreihung von vielen kleinen und grossen Durchbrüchen bildet die stolze Gewissheit, dass die optimale Transplantationsversorgung des Lands erreicht und der Weg für eine zukünftige Ärztegengeneration geebnet ist, um die noch junge Organtransplantation in den «Hochsommer der Erfüllung» (335) zu führen.

Unter diesen Prämissen bleibt die historische Analyse der komplexen wissenschaftlichen und kulturellen Rahmenbedingungen oberflächlich, welche die Entwicklung der Transplantationsmedizin begünstigten, formten und auch immer

wieder hemmten. Die Etablierung der neuen medizinischen Technik erscheint derweil als selbstevident, da sie die «Erfüllung eines alten, bis vor kurzem noch utopisch scheinenden Menschheitstraums» (15) bedeute. Der Gedanke, ein unheilbar krankes Organ durch ein gesundes zu ersetzen, so heisst es im Klappentext, sei so einfach, so klar, so folgerichtig und so faszinierend, dass bereits die Ärzte des Altertums davon träumten. Diese Perspektive dient der Legitimierung der transplantationsmedizinischen Praxis und führt letztlich zu einer Dehistorisierung des Gegenstands.

Erfreulicherweise wird dieser ahistorische Standpunkt bisweilen aufgebrochen; verschiedentlich rücken auch die Brüche und Dissonanzen dieser Geschichte in den Fokus. Im Organmangel, der in den 1980er-Jahren zum viel beklagten Hauptproblem avancierte, sieht der Autor nicht nur das Resultat der rückgängigen Spendenwilligkeit, sondern auch die Konsequenz einer zunehmenden Nachfrage infolge verbesserter medizinischer Ergebnisse. Die Transplantationsmedizin, so stellt Largiadèr fest, sei Opfer ihres eigenen Erfolgs geworden. (333) Die Jahre 1985–1995 erscheinen als Krisenzeit, die von Organknappheit, öffentlichem Misstrauen und vom Streit zwischen den Transplantationszentren um die begehrten Körperteile geprägt waren. Auch wenn der Autor nicht müde wird, die Freundschaft und Kooperation mit seinen Kollegen zu betonen, wird ersichtlich, dass der Konkurrenzkampf innerhalb des Spitals und zwischen den Zentren eine grosse Rolle spielte. Dagegen werden die 1970er-Jahre in der Rückschau zum «goldenen Zeitalter der Transplantation» (113) verklärt, das sich durch einen euphorisch-idealistischen Pioniergeist und eine positive Resonanz der interessierten Öffentlichkeit auszeichnete. Dass die Nierenverpflanzung damals weitgehend in ärztlicher Eigenregie, unbehelligt von staatlichen Vorschriften erfolgte, wird besonders positiv hervorgehoben.

Trotz der erwähnten Mängel bildet das verständlich geschriebene Buch aus mehreren Gründen eine lohnende Lektüre für MedizinhistorikerInnen und eine gute Grundlage für alle, die sich mit der Geschichte der Organtransplantation in der Schweiz beschäftigen. Erstens bietet es erstmals eine lückenlose Übersicht über die organisatorische, institutionelle und rechtliche Entwicklung der Transplantationsmedizin – von den Anfängen bis zum 2007 in Kraft getretenen nationalen Transplantationsgesetz. Ausführlich behandelt es die Geschichte der Stiftung Swisstransplant, die ab den 1980er-Jahren die Organtransplantation in der Schweiz koordinierte, und in der Largiadèr als Mitbegründer, Vizepräsident und Präsident lange entscheidend Einfluss nahm.

Zweitens sind besonders die aus einer subjektiven Sichtweise geschilderten Erlebnisse und Eindrücke von Interesse. Sie ermöglichen den Zugang zu historischen Details, Meinungen, Interpretationen und Zusammenhängen, die aus den überlieferten schriftlichen Quellen kaum zu entnehmen sind. Etwas relativiert wird die Zuverlässigkeit dieser Zeitzeugenberichte durch den Umstand, dass sie teilweise mit erheblichem zeitlichem Abstand erfolgen.

Drittens zeigt das Werk anschaulich, wie sich eine erfolgreiche ärztliche Karriere in der Schweiz der Nachkriegszeit gestaltete. Largiadèrs Werdegang steht beispielhaft für die Laufbahn vieler bedeutender westeuropäischer Transplantationsmediziner, die oftmals nach einem Studienaufenthalt in den USA in ihrer Heimat – vielfach gegen den Widerstand einer älteren Ärztegeneration – die Transplantationsmedizin etablierten. Die Memoiren des «alten Transplantationschirurgen» (335) gestatten einen faszinierenden Einblick in das Selbstverständnis eines renommierten Spitzenmediziners.

Simon Hofmann (Luzern)